



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

\*: Heinrich Laubes Erinnerungen.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Nährwerte, als man den wissenschaftlichen Ergebnissen zufolge erwarten darf, oder läßt ihre Herstellung zu wünschen übrig, so wird sie von selbst bald der verdienten Vergessenheit anheimfallen; bewährt sie sich aber nur annähernd in dem vorausgesetzten Umfange, so wird niemand bedauern, einen Bruchteil seiner Zeit auf die Prüfung einer Frage von so hoher wirtschaftlicher Bedeutung gewendet zu haben. \*)



## Heinrich Laubes Erinnerungen.



Als Heinrich Laube im Jahre 1875 eine Ausgabe seiner Gesammelten Schriften (Wien, Braumüller) veranstaltete, in der er, da er seine „Dramatischen Werke“ schon anderweit gesammelt, die anerkanntesten und besten seiner erzählenden und schildernden Schriften vereinigte, eröffnete er diese Ausgabe mit einer Aufzeichnung seiner „Erinnerungen von 1810 bis 1840“ und verhiess für den Schluß die Fortsetzung dieser Erinnerungen für die Jahre 1841 bis 1881. Der zweite Band dieser Laubeschen Autobiographie ist nun vor kurzem erschienen und hat Leben und Thun des Autors in dem bezeichneten Menschenalter der Lesewelt wieder einmal näher gerückt.

Heinrich Laube ist der letzte Überlebende aus der Schriftstellergruppe des jungen Deutschlands; Heine und Börne, Mundt, Wienberg und Gutzkow, von den *du minorum gentium* zu schweigen, sind längst vom Schauplatz ihres Wirkens abgetreten, der Verfasser dieser „Erinnerungen“ aber ist noch literarisch thätig, hat, seit er von seiner letzten Bühnenleitung ausruht, wieder zur Form der Erzählung gegriffen und muß also, wie sehr er auch Veteran ist, als ein noch lebendig wirkender Schriftsteller betrachtet werden. Daß er sich die unverwüßliche Lebens- und Arbeitslust bewahrt hat, die ihm unter seinen literarischen Genossen einen besondern Platz gegeben, verraten die letzten Seiten dieser Erinnerungen. „Im fünfundsiebzigsten Lebensjahre stehend, habe ich nicht mehr lange zu leben und werde kaum noch bemerkenswertes erleben. Daß ich als zweifelvoller Kandidat der Theologie ein öffentliches Leben angefangen habe und

\*) Es versteht sich von selbst, daß weder der Verfasser des hier abgedruckten Artikels, noch die Redaktion des Grenzboten in irgendwelchen Beziehungen zu den geschäftlichen Anpreisungen steht, welche neuerdings in den Tagesblättern den Gebrauch der *Carno pura* empfohlen haben. Der Artikel soll in keiner Weise Reklame machen, sondern verfolgt lediglich den Zweck, auf die Bedeutung hinzuweisen, welche die neue Erfindung haben würde, wenn sie sich bewähren sollte.

als illusionsarmer Theaterdirektor in die Einsamkeit zurücktrete, das hat meine Seelenruhe nicht gestört, sondern bereichert. Wir sind zum Arbeiten da und sind dazu bestimmt, uns abzumühen. Auch die Frage ist müßig, ob man mit sich zufrieden ist? Wer könnte das sein! Jeder muß sich eingestehen, er hätte seine Schuldigkeit besser thun können. Mancher muß wohl auch sagen, er hätte seine Fähigkeit besser verwerten können. Nein, dies letztere sag' ich nicht. Ich bin im Gegenteile immer erstaunt gewesen, so viel verschiedenartiges aus mir herauspumpen zu können und Ziele zu erreichen, welche weit über mein Verdienst hinausreichten. — Ob ich wieder anfangen möchte, wenn mir fröhliche Götter eine neue Jugend schenkten? — O ja."

Nun, es ist ein tapferes Wort, dies „o ja,“ und ein erfreulicher Gegensatz zu dem düstern Pessimismus und der trostlosen Lebensmüdigkeit des Tages. Der Schriftsteller verrät damit, daß, wie auch immer das kritische Endurteil über sein Wollen und seine Leistungen ausfallen möge, er manche Genugthuung auf seinem Wege gefunden hat. Er läßt denn auch rückwärts ein helles Licht über die Bestrebungen und Erlebnisse fallen, über welche diese „Erinnerungen“ berichten. Es sind einigermaßen willkürliche Aufzeichnungen, um die es sich hier handelt, der Lebensfaden zieht sich manchmal kaum bemerkbar durch sie hindurch, und sie lösen sich in behagliche Plaudereien über Menschen und Dinge auf, mit denen Laube in Berührung gekommen. Man möchte glauben, daß eine Anzahl früher geschriebener Feuilletons zu diesen Erinnerungen verwendet worden seien, bei der Skizze über den Fürsten Bückler-Mustau, welche den zweiten Teil einleitet, ist dies ganz gewiß der Fall. Im übrigen teilt Laube aus seinen Leipziger Erinnerungen der ersten vierziger Jahre nur geringes mit, was nicht schon allgemein bekannt wäre. Er gedenkt bei dieser Gelegenheit auch der Gründung der Grenzboten, von denen er wahrheitsgemäß berichtet, daß sie, sorgfältig und gut geleitet, ein Vorbild für neue Zeitschriftenform gewesen, und daß es ein Fehler seinerseits gewesen, eine rein belletristische Zeitschrift, wie die „Zeitung für die elegante Welt“ war, in den erregten vierziger Jahren noch einmal zu übernehmen. Er verrät, daß er sich der ganzen Richtung gegenüber, welche man damals der Literatur gegeben, im höchsten Maße unbehaglich gefühlt habe. „In Leipzig stieg die radikale Richtung von Jahr zu Jahr, und selbst der Schillerverein, welcher damals dort entstand, wurde ein Tummelplatz für dieselbe. Die Teilnahme am großen Dichter überhaupt wurde bald mißtrauisch angesehen, wenn der Volks- und Freiheitsdichter Schiller nicht ausschließlich in den Vordergrund gestellt wurde. Ein unscheinbarer Mann, Kassier am Leipziger Theater, wurde Bibliothekar des jungen Vereins, betonte den politischen Charakter des Vereins mit glaubenssicherem Nachdruck und entwickelte sich langsam als Robert Blum. Bei Festessen und Begräbnissen enthüllte sich mehr und mehr sein eigentümliches Redetalent, welches in breitem, fast singendem Tone alles auf Volk und Freiheit bezog, alles! Die Dichtung, wie der Tod,

das Leben in all seinen Äußerungen, das menschliche Trachten in all seinen Richtungen, alles ward in dieselbe Furche gezogen und als Samen der Freiheit gepriesen oder als Samen der Knechtschaft verdammt . . . . Robert Heller, ein geistreicher, lebensvoller Schriftsteller, der damals in Leipzig eine Wochenschrift „Rosen“ herausgab, machte sich gern über dies vollstümliche Pathos lustig, welches ihm, dem klassisch gebildeten Manne, niedrig vorkam. Er verlangte auch für seinen fröhlichen Lebenssinn eine Berechtigung und schüttelte ungläubig den Kopf, wenn ich ihm sagte: „Dies Pathos des Kleon wird der Welt noch viel zu schaffen geben!“

Die Skizze ist lebensvoll und anschaulich genug und vergegenwärtigt in der That die wunderlichen Erscheinungen zu Ausgang der vierziger Jahre. Aber der Widerwille gegen die widerwärtige Mischung der Tagespolitik mit allen reinen Bildungselementen und allen Kulturaufgaben, welche damals beliebt wurde, nimmt sich seltsam im Munde des jungdeutschen Schriftstellers aus. Hatte denn nicht die ganze Aufgabe oder wenigstens ein großer Teil der Aufgabe der neuen Schule zwischen 1830 und 1840 darin bestanden, die Literatur und die Kunst, die Wissenschaft wie die Gesellschaft der Tagestendenz dienstbar zu machen? Hatte man sich nicht beeifert, die alten Götter zu zerschlagen und selbst der Muse Goethes thönerne Füße anzudichten? Hatte nicht die Schriftstellergruppe, welcher Laube angehörte, den Anfang damit gemacht, allen Talenten, welche das Gebiet der Literatur betraten, jeder poetischen Natur den Paß des Liberalismus gröblich abzufordern? Es ist allerdings wahr, daß Laube einer der ersten war, welche die ganze Gefahr, die in diesem Treiben lag, begriffen, und daß er bereits 1836 bei der Übernahme einer Redaktion erklärte, daß er unter junger Literatur und moderner Schreibweise ausschließlich ästhetische und künstlerische Bestrebungen verstehe. Aber wahr ist doch auch das andre, daß die in den ersten dreißiger Jahren so eifrig ausgestreuten Saaten jetzt in die Halme schossen, und daß auch damals, das heißt Mitte der vierziger Jahre, Laube den jungdeutschen Ursprung nicht verleugnete. Seine Dramen vom „Struensee“ bis zu den „Karlschülern“ wollten freilich in erster Linie Theaterstücke, Arbeiten von solider, praktischer Bühnentechnik, mit allen Kunstgriffen und Hilfsmitteln derselben sein; doch des Gewürzes der Tagesphrase, der halbtendenzlösen Anspielung, der falschen Beziehungen auf die Bewegung, deren Ausschreitungen Laube so peinlich berührten, konnten und wollten sie nicht entraten.

Die Berichte Laubes über seinen Pariser Aufenthalt im Jahre 1847 geben einige interessante Einzelheiten. Auffällig ist es freilich, wie Laube auch bei einem längern Aufenthalte die französischen Dinge nur an der Oberfläche betrachtet hat. Im Frühling 1847 stand es um die Herrschaft des „Bürgerkönigs“ doch etwa so, wie in den Jahren 1868 und 1869 um das Kaisertum des dritten Napoleon. Es gehörte nicht allzuviel Eindringen in die Grundstimmung der

Pariser Gesellschaft dazu, um das Ungewitter voraussehen zu können. Laube aber berichtet: „Man mochte hinsehen, wohin man wollte, man entdeckte im Frühjahr 1847 nirgends in Paris Anzeichen für politische Änderung, am wenigsten Anzeichen für eine mögliche Katastrophe. Das Regiment Louis Philipp-Guizot hielt alles unter festem Banne, und namentlich Guizot stand in erstaunlichem Ansehen als überlegener Geist, welcher nicht mit sich handeln ließe. Nur etwa Heine stimmte nicht ein in dies zuversichtliche Friedenskonzert. Er meinte, die Franzosen ruhen nicht so lange. Fünfzehn Jahre haben sie den alleinherrschenden Napoleon, fünfzehn Jahre die wiederkehrenden Bourbonen ertragen, und jetzt schon siebzehn Jahre den vorsichtigen Orleans. Das wird unnatürlich, bald wird Feuer vom Himmel fallen, wenns auf der Pariser Erde keines giebt! Aber das klang poetisch gemacht; jedermann schüttelte den Kopf zu dieser ohnehin zerbrochenen Kassandra. Diese Kassandra aber schüttelte den ihrigen zu den auswendigen Wahrsagern. Glaube ihnen nicht, sagte er, sie verstehen nicht einmal einen Titel zu machen. Les élèves de Charles müssen deine »Karlschüler« heißen — in Frankreich, anders nicht. Für solche Details hatte er noch immer Aufmerksamkeit wie sonst. Wie sonst! Wochenlang suchte er stets nach einem Beiworte in einem neuen Gedicht, und die Überetzung der »Karlschüler« wollte er damals noch zustande bringen, ehe das Feuer vom Himmel fiel und allen poetischen Späßen ein Ende machen würde. Denn dies Feuer vom Himmel verzehrt uns poetische Taugenichtse alle, alle. Gott sei voraus gedankt, mich zuerst. So sagte Heine, aber niemand glaubte ihm.“

Es ist hübsch von Laube, daß er ganz ruhig durchblicken läßt, was ihn damals in Paris ernster beschäftigt hat als der Stand der Regierung König Louis Philipps und die Aussichten der französischen Demokratie. Er plante eine Aufführung seines erfolgreichsten und in gewissem Sinne auch besten Schauspiels „Die Karlschüler“ in französischer Übersetzung. Bei dem eigentümlichen Verhältnis, in welchem die Jungdeutschen und hier Laube den andern voran zur französischen Literatur standen, wäre ihm ein Pariser Bühnenerfolg wertvoller als jeder andre gewesen. Die Politik bekümmerte ihn viel weniger als das Theater, und nur die Narren, denen der ganze Mensch in Zeitungsleserei und Vereinsberedsamkeit aufgegangen ist, werden ihm daraus einen Vorwurf machen. Bedenklicher ist nur, wie der Schriftsteller dann doch in die politische Bewegung von 1848 eintritt. Er tagt mit im Vorparlament zu Frankfurt, er geht dazwischen nach Wien, um seine „Karlschüler“ in Szene zu setzen, und knüpft die ersten Beziehungen an, aus denen zwei Jahre später seine Ernennung zum artistischen Direktor des Wiener Hofburgtheaters erwuchs, er läßt sich nebenher zum Abgeordneten von Elbogen in Böhmen für das deutsche Parlament wählen, in dem er dann vom Juli oder August 1848 bis zum Mai 1849 gesessen hat. Seine heimliche Prätendentenschaft auf die Direktion des Burgtheaters durfte er dabei nicht verraten. „Warum denn? Meine norddeutschen Genossen hätten

mich pflichtwidriger Parteilichkeit beschuldigt in den politischen Fragen. Sie hatten ohnehin die schönste Neigung dazu, weil ich Österreich überhaupt günstiger ansah als einer von ihnen. Ich wälzte die Erklärung auf Elbogen, welches ich doch einigermaßen sachgemäß vertreten müsse. Sie lachten mich aus oder bedauerten mich. Letzteres that ich selbst alle Tage drei Vierteljahre hindurch.“ Die alte Gewohnheit, Poesie und Publizistik, Literatur und Politik zu mischen, überall dabei zu sein und überall mitzureden, war eben in jenen Tagen noch übermächtig. Der politische Dilettantismus ist freilich durch das Entstehen eines besondern Standes von „Parlamentariern“ nicht beseitigt worden und Wahlen, wie die Laubes in Elbogen, die er selbst in einem höchst ergötzlichen Genrebild der „Erinnerungen“ darstellt, mögen noch genug vorkommen. Aber als Annex des „Berufsschriftstellers“ wird wenigstens der „Berufspolitiker“ nicht mehr angesehen.

„Die schwermütige Stimmung verließ mich nicht die neun Monate lang, während welcher ich in jenem Parlamente saß und den Mund nur öffnete zu Ja und Nein bei der Abstimmung. Es war mir nicht erreichbar, einen Moment lang hoffnungsvoll aufzuatmen. Außer meiner Gefängniszeit erinnere ich mich keiner so langen Lebensperiode, in welcher ich so gleichmäßig gedrückt dahingelebt hätte. Es widerstrebte eben meiner Natur, ohne Aussicht auf Erfolg frisch zu sein und ohne Erfolg hoffen zu können.“ Um so frischer fühlte sich unser Autor, nachdem im Ausgang des Jahres 1849 seine Ernennung zum artistischen Leiter des Hofburgtheaters nun endlich und wirklich erfolgt war. Von der wunderlichen Art, mit der im damaligen Österreich wichtige Fragen erledigt und Entscheidungen getroffen wurden, berichten Laubes Erinnerungen S. 156 — 159 des zweiten Teils höchst charakteristisches. Zum Schluß der Darstellung seiner Verhandlungen mit dem Grafen Grünne und dem Fürsten Schwarzenberg bemerkt allerdings Laube selbst: „Das Wort sabreur stellte sich bei mir ein und das Wort Leichtfertigkeit, aber ich mußte zugestehen, daß dieser muntere Naturalismus recht bestechend erscheine in verwirrter Zeit. Man konnte an das leichte Talent in der Literatur denken neben weitausholender philosophischer Kritik. Die Parole dieser aristokratischen Courage lautete: Links und rechts gerade aus und in der Mitte — ebenfalls.“ Nach dem Rezept dieses muntern Naturalismus scheint der Autor einen Teil seiner Bühnenleitung geführt zu haben. Freilich geben die „Erinnerungen“ darüber keinen vollen Aufschluß, Laube verweist für seine gesamte Karriere als Theaterdirektor auf seine drei Bücher: „Das Wiener Hofburgtheater,“ „Das norddeutsche Theater,“ „Das Wiener Stadttheater,“ in deren ersten beiden allerdings noch von einigen andern, aber hauptsächlich doch von seinen Direktionsmaßregeln und Engagements die Rede ist. Die Energie, der Fleiß, die Geduld, die unermüdlich schaffende Lust am Neuen (im Falle eines Theaterdirektors ist ja vieles alte neu), auf welche sich Laube in seinen „Erinnerungen“ beruft, wird wohl jeder zugestehen, welcher das letzte

Vierteljahrhundert literarischer und künstlerischer Entwicklung genauer kennt. Auch gegen die Prinzipien, zu denen sich Laube noch jetzt beim Rückblick auf seine gesamte dramaturgische Thätigkeit bekennt, läßt sich wenig einwenden. „Mir war jedes Genre recht, nur ein Stück mußte es sein,“ sagt er mit Goethe. Und „ich gestehe ganz offenherzig, daß ich lieber Geld ausbebe für einen guten Schauspieler als für eine schöne Dekoration. Ich tadle mich ganz ehrlich selbst darüber, daß ich zu unaufmerksam war und bin für den äußerlichen Schimmer der Sonne. Unaufmerksam bis zur Fehlerhaftigkeit. Aber den prinzipiell gesuchten szenischen Luxus und die Tapezier-Dramaturgie halte ich für eine Schädigung des Dramas,“ fügt er hinzu. Wer möchte, wer wird widersprechen? Aber die Frage ist die, ob Laubes Direktion thatsächlich den Intentionen entsprochen hat, welche die Erinnerungen hervorheben. Und hier kann es ohne einige Randglossen nicht abgehen. Es ist wahr, daß die prinzipielle Ausschließung einer berechtigten Richtung und Kraft von der Hofburgbühne nicht nachgewiesen werden kann. Es mag sein, daß die Alltagsmanier, die theatralische Fabrikation mit poetischem Anflug à la Mosenthal mit verbrosaischem Anstrich à la Birchpfeiffer nicht entbehrt werden konnte. Es ist endlich möglich, daß Laube bei seiner Auswahl der mit Vorliebe von ihm gepflegten französischen Sittenkomödien viel wählerischer zu Werke gegangen ist, als man annahm, ob schon aus seiner Rechtfertigung seines Verfahrens der Pferdefuß herauschaut. „Das Zetern gegen französische Stücke geht zumeist von deutschen Schriftstellern aus, deren Stücke nicht angenommen werden zur Aufführung, und von Kritikern, welche in kleinen Städten leben. Diese letztern eifern auch nicht ohne Berechtigung. Viele französische Stücke wirken auf das Publikum in kleinen Städten anstößig, weil die Lebensanschauung dort enger ist. Der Kritiker empfindet den Übelstand und verurteilt ehrlich das ganze Genre. Sähe er das Stück inmitten des Publikums einer großen Stadt, welches viel mannichfaltiger ist und welches schwierige moralische Vorgänge täglich neben sich erlebt und deshalb nicht fanatisch den Stab über kritische Fragen bricht, dann würde auch sein Urtheil anders lauten.“ Wer hörte hier nicht den Wiener, der von Alters her gern einen Pariser vorstellte, wer erinnerte sich nicht, daß die Ideale der jungdeutschen Autoren im Grunde nie zwischen Rhein und Oder, sondern meist an der Seine gewachsen waren? Doch dies beiseite, so bleiben Hauptfragen, die auf die Autorität dieser „Erinnerungen“ hin nicht beantwortet werden können. Wenn alle Bestrebungen der dramatischen Dichtung berücksichtigt worden sind — in welchem Geiste ist dies geschehen, und hat der Wunsch obgewaltet, Darsteller und Publikum zu den reineren Höhen der Produktion zu erheben? Ist dafür gesorgt worden, daß die Alltagskost, die theatralische Durchschnittswaare gegolten hat, was sie wert ist, daß wenigstens das Bewußtsein des Edlern und Schöneren von ihr nicht erdrückt ward? Oder ist gegangen, wie anderwärts auch, daß Shakespeare zum Aushängeschild gebraucht wurde und jeder moderne Poet (dem freilich leicht zu

beweisen war, daß er kein Shakespeare sei) gelästert, lächerlich gemacht ward, wenn er mehr sein wollte als Mosenthal und Birchpfeiffer? Ging ein Geist von der Bühnenleitung aus, der den ehrenhaften, um der Sache der Kunst willen schreibenden Kritikern Mut und Luft gab, sich dem Burgtheater anzuschließen, und der die Schmachreklame, die inzwischen auch in Wien üppig ins Kraut geschossen war, abschreckte, dem künstlerischen Institut ihre Dienste zu weihen? Wie gesagt, es wäre im höchsten Maße Unrecht von einem Fernstehenden, alle diese Fragen zu entscheiden, aber aufgeworfen müssen sie immerhin werden, und zu wünschen bleibt es, daß die Laubeschen Erinnerungen etwas mehr Anhalt zu ihrer Beantwortung bieten möchten.

Über seine letzten Erlebnisse als Direktor des Leipziger Stadttheaters und als Leiter des neugegründeten Wiener Stadttheaters, welches sich als rechtes Kind des großen Börsenschwindels der ersten siebziger Jahre erwies und mit dem Krach selbst verkrachte, geht Laube rasch hinweg, er giebt nur ein paar flüchtige Notizen. Daß er das Leipziger Theater vor allem deshalb aufgegeben, weil er die französische Komödie nicht in der Weise zu pflegen und zu bevorzugen vermochte wie in Wien, gesteht Laube offen zu. In seiner betreffenden Auseinandersetzung (S. 204 und 205 der „Erinnerungen“) mischt sich Wahres und Falsches in bedenklicher Weise. Er hat Recht, daß er dem Stück aus der gegenwärtigen Welt einen bedeutenden Anteil an dem Gedeihen und der lebendigen Wirkung des Theaters zuspricht. Aber er übersieht, daß die französischen Komödien für uns diese Wirkungen nur partiell haben können, weil sich die französische Gesellschaft, die französische Familie auf einer total andern Basis aufbauen, als unsre Familie, unsre Gesellschaft. Die Sittlichkeitsfrage ganz beiseite gesetzt — die bloßen Voraussetzungen der dramatischen Probleme und Konflikte sind total andre.

Laubes „Erinnerungen“ berühren die spätere literarische Thätigkeit des Schriftstellers sehr nebenher und durchaus bescheiden. Es ist nur gerecht hervorzuheben, daß er mitten in der drängenden und zerstreuenden Direktions-thätigkeit Sammlung und Kraft gefunden hat, sein tüchtigstes und nach unserm Urteil bleibendstes Buch, den historischen Roman „Der deutsche Krieg,“ zu entwerfen und auszuführen.

\*

